

(Nachdruck verboten.)

17]

Unter Wolken.

Roman von Kurt Gram.

Schäfer hatte eine tiefe Falte auf der Stirn, als er jetzt zwischen den Zähnen hervorstieß: „Lieber wär' ich mit nem Budel auf die Welt gekommen, als mit diesem goitverb . . . sogenannten Talent zu schreiben!“

Magda starrte ihn entsetzt mit großen Augen an. Also das steckte hinter alledem?!

Schäfer sah es, und sofort schlug seine Stimmung um. Er lachte. „Nehmen Sie das nicht so ernst, gnädige Frau, es lohnt sich nicht. Es ist auch gar nicht so ernst.“

„Warum dann aber . . .?“

„Warum? Weil's mir gerade Spaß macht.“

„Das ist nicht wahr,“ sagte sie und flammte ihn an.

„Wie Sie wollen. Um also nochmals auf besagten Romanhimmel zu kommen —“ da sie dieser Ton ärgerte, gefiel er ihm um so mehr. Für die giebt's natürlich noch „die heilige Dichtkunst,“ dachte er. Hahaha! Er wandte sich wieder mehr zu Otto. „Ich rechne auf Deine Unterstützung, Milieuschilderungen, sociale Details zc. zc. Daß ich nicht umsonst Berlin verlassen habe.“

Höflich ist er immer noch nicht, dachte Magda.

„Es reut Dich wohl schon, daß Du nicht mehr in Berlin bist?“

„Aber gar nicht. Wie kannst Du mich so falsch verstehen? Ich bin gottsfroh, daß ich aus dem elenden Steinhäusen heraus bin!“ Nur schimpfte er auf Berlin.

Jetzt war er Magda wieder gar nicht mehr sympathisch. Was soll das alles? Wie ist er nun wohl in Wirklichkeit? Wie häßlich, sich immer so zu mastieren! „Sie haben uns zum besten,“ sagte sie schließlich gereizt.

„Nein. Aber mich selbst hab' ich zum besten, wenn Sie's denn wissen wollen.“

„Jetzt hört endlich auf“, fiel Otto ein. „das wird doch zu bunt.“

„Gast recht. Man sollte wenigstens die Kraft haben, zu resignieren.“

„Nein, nein,“ rief Magda. Otto sah sie erstaunt an. Was war denn in die gefahren? Hatte der Federstecher sie schon angestreckt mit seinen Berrücktheiten? Magda lehnte sich ganz in ihren Stuhl zurück.

„Eigentlich haben Sie recht, gnädige Frau. Es ist nur Feigheit, wenn man resigniert. Wir wollen das Kind beim rechten Namen nennen und den elenden Bastard nicht für einen Göttersohn ausgeben.“

Nur wurde Otto ernstlich böse. „Entweder Ihr hört auf, oder ich gehe! Das ist ja wahrhaftig noch langweiliger als im Klub.“

Man sprach wieder von Berlin und seinen Vergnügungen. Dvette Guibert hatte es Schäfer angethan. Auf einmal war er wieder ganz Feuer und Flamme und höchste Begeisterung.

„Geh mir mit der,“ sagte Otto, „die hat nicht mal Fleisch auf den Rippen, geschweige denn sonst wo.“

„Aber Geist und Kunst in allen Knochen!“

„Na ja, na ja, beruhige Dich. Knochen, Geist und Kunst lassen mich kalt.“

Schäfer lächelte wieder Magda leicht zu, und diesmal erwiderte sie das Lächeln. Sofort aber war ihr das unangenehm. Sie kannte diesen Doktor Schäfer ja noch gar nicht. Wie konnte er da so dreist sein. Aber eben machte er wirklich ein Gesicht wie ein böser Junge. Da konnte sie nicht böse sein.

Es war schon ziemlich spät, als man sich trennte.

Als Schäfer Frau Magda die Hand geküßt, stammelte er ganz verlegen — sie mußte da gleich wieder an einen kleinen Jungen denken —: „Sie müssen schon verzeihen, aber morgens vor zwölf bin ich kein Mensch. Deshalb gestatten Sie, daß ich nicht früher erscheine. Bis dahin bin ich mir und jedem ein Greuel.“ Er lächelte leicht, fast ein wenig kolett. „Es wäre mir wirklich sehr unangenehm, wenn ich Ihnen morgen schon zum Etel wäre.“

„Mensch, was hast Du 'ne Suade,“ sagte Otto. „Nach' das einfach, wie Du willst und genier Dich nicht.“

„Soll ich Ihnen vielleicht Frühstück hinausschicken?“

„Ich danke bestens. Ich esse auch vor zwölf nichts. Bei meinem starken Cigarettenrauchen kann ich das gar nicht.“

„Dann sollten Sie das lieber einschränken.“

„Auch das noch? Das einzige, was ich einigermassen kann?!“

„Ihr wollt hier wohl übernachten?“ fragte Otto ungeduldig.

„Also morgen um zwölf,“ sagte Schäfer und stieg mit Otto zu den Fremdenzimmern.

Während Magda sich zu Bett begab, mußte sie immer wieder an Doktor Schäfer denken. Was war bei ihm nur Manier, was Wahrheit?

Otto kam wieder die Treppe hinunter. Sie sprang aus dem Bett und stellte sich gegen die Thür. Aber er ging ruhig weiter. Gott sei Dank! Sie schlüpfte wieder unter die Decke. Sie horchte. Unten stog die Schlafstubenthür zu, daß alles wackelte. Oben, denn gerade über ihr lag das Zimmer, in dem Schäfer logierte, war es ruhig. Nun hörte sie ihn leise hin und hergehen. Wie nett von ihm, daß er Rücksicht nahm, nicht auf den Stiefeln tappte, sondern leichte Hausschuhe angezogen.

Es war doch angenehm, daß noch jemand im Hause war. Wie ein Schutz. Ein guter Freund in der Nähe, den man in einer Gefahr rufen kann.

Es hatte nun freilich einen andren Grund, daß Schäfer Hausschuhe angezogen. Es war nicht Rücksicht auf Magda. Er besaß ein paar leichte türkische Stiefel, die er sehr liebte, die ihm ausgezeichnet gefielen, auf deren Besitz er auch ein wenig stolz und eitel war. Deshalb hatte er sie angezogen. Allein auf seinem Zimmer war er überhaupt ein wenig eitel. Außerhalb seines Zimmers fand er das albern und weibisch . . . Er machte sehr sorgfältig Nachttoilette. Dabei dachte er auch öfter an Magda, die ihm sehr gefiel. Wer hätte gedacht, daß er so was hier finden würde. So zart und schlant wie ein prärafaelitisches Kunstwerk. Das mochte er außerordentlich gern. Wie kam nur Otto dazu? Dieser Fleischfresser in jeder Beziehung, wie Schäfer halb-laut sagte.

Er lehnte sich noch ein wenig an das offene Fenster. Sofort waren die türkischen Schuhe und Frau Magda ver-gessen.

Der Sturm hatte aufgehört. Die Wolken waren aber nicht verschwunden. Es waren ihrer nur mehr geworden. Leise begann es aus ihnen herabzuregnen. Die Luft war immer noch verhältnismäßig warm und dunkel. Aber doch nicht so sehr, daß man die Umrisse der Häuser nicht hätte erkennen können.

Auf der Straße herrschte Totenstille. Die Leute schliefen ihren Nausch aus. Nur hier und da brannte ein Lichtchen. Da mochte wohl jemand krank sein.

Totenstille. Leise rieselte der Regen.

Welch eigne Stimmung das für ihn gerade war, der gestern noch in lärmenden Berlin gesessen. Und nun plötzlich, über Nacht sozusagen, ganz eine andre Umgebung. Wer das in Worte fassen könnte! Aber Worte, die wirklich die Stimmung da draußen und hier einem suggerierten!

Da war er wieder, der alte Jammer. Wenigstens können diese Stimmung auch die modernsten Maler noch nicht wiedergeben, die sonst so viel mehr können als wir Litteraten von heute. Doch ein Trost, sagte er und ging zu Bett.

Das Fenster ließ er offen. Das Licht löschte er aus. Aber noch lange lag er wach und rauchte eine Cigarette nach der andern, eine an der andern anzündend. Er starrte dabei ins wachsende Dunkel, dachte an Magda, an die Stimmung da draußen und an seinen neuen Roman, in den diese Stimmung hinein sollte

Leise rieselte der Regen.

IV.

„Nach' keine Flausen, Marie, gesteh', was gestern los war.“ Otto duzte alle jungen Leute seiner Fabrik. Er wollte sich auch dadurch als den Herrn zeigen.

Marie Jung wurde blaß und rot, schwieg aber.

„Wer wars denn, der an Dich wollte?“ Es machte ihm Spaß, sie auszufragen, denn er hielt ihr blaß und rot werden für ein Zeichen, daß sie sich geniere, ihm etwas Genaueres zu sagen. So ein empfindlich Jüngferchen! Er hätte gar nicht gedacht, daß es noch so etwas unter seinen Fabrikmädeln gäbe. Vielleicht hatte es der Mensch auch gar zu arg getrieben.

„Ich weiß nichts, Herr Direktor, als was ich schon gestern gesagt habe.“

Thränen stiegen ihr in die Augen über das Lügen.

„War's Dein Schatz, der ein bißchen zudringlich wurde? Sag's doch! Ich werd' ihm schon den Standpunkt klar machen, wenn Du das nicht magst. Die Kerle sind ja gleich so wüßt. Kann ich mir denken.“

„Nein, nein, es hat mich nur einer erschreckt. Aus Spaß wohl. Ich weiß wirklich nicht, wer. Es war ja so dunkel.“

Otto wandte sich wieder dem Schreibtisch zu. Eigen-sinnige Krabbe, dachte er. Laut sagte er dann: „Ich werde aufpassen. Schweinereien verbitt' ich mir, verstanden?!“ Er war wütend, weil die Marie sich so ruhig wieder ihrer Arbeit zugewandt hatte, nach dem Ofen sah und Kohlen aufschüttete. Er beobachtete sie heimlich. Wie stramm und fest sie war, und so jugendlich wie eine junge Birke im Frühling. Herz-haftig nannten das seine Arbeiter.

„Geh! Ich will arbeiten,“ sagte er mürrisch. Er traute sich nicht, wenn sie noch länger im Zimmer blieb.

Sie ging sofort, froh, daß sie los kam und nicht mehr lügen mußte.

Draußen wischte sie sich schnell über die Augen, in denen es so verdächtig feucht war. Ansehen sollte ihr wenigstens niemand, was sie durchmachte.

Die Burschen hatten schon gestern nacht noch überall ver-breitet, der Marie Jung sei's Frommsein leid und sie hätte schon wieder getanzt.

Daß man sie mit Gewalt in das Wirtshaus geschleppt, beschwieg man natürlich.

Am Morgen sagte man es auch gleich der Mutter, um sie zu ärgern, denn die Jugend konnte das Heul- und Klage-weib nicht leiden.

Zum allgemeinen Gaudium fiel sie denn auch sofort über ihre Tochter her. Da hat man's. So ein Kreuz! Nun könne sie auch nicht mal fromm bleiben. Warum sie's da überhaupt erst angefangen?

Marie schwieg. Im Benehmen ihrer Mutter sah sie die erste Strafe für ihre Sünden von gestern abend. Daß sie den Hagensbörfer geschlagen und den Direktor angelogen. Auch den Spott der Burschen und Mädchen, der sie den ganzen Vormittag verfolgte, erduldet sie schweigend. Als aber einige von den frommen Weibern kamen und ihr Vor-würfe machten, daß sie wieder „die Welt lieb gewonnen“, wurde ihr das Schweigen doch fast unerträglich. Sie nahm alle Kraft zusammen, sie wollte nicht ungeduldig werden, sie durfte nicht aufbrausen und so neues Unrecht zum alten häufen.

Da es eben, als sie das Comptoir des Herrn Direktors verlassen, zwölf schlug und die Mittagspause anfang, lief sie schnell zu Wilhelm Säger. Auf den Regen, der immer noch vom Himmel kam, achtete sie nicht. Säger wenigstens sollte die Wahrheit erfahren. Er sollte ihr sagen, wie es mit ihr stehe, und ob sie noch an der „Gemeinschaft der Gläubigen“ teilnehmen dürfe.

Säger hatte auch schon vom „Abfall“ der Marie gehört; aber er überfiel sie wenigstens nicht sofort mit Vorwürfen, sondern hörte sie erst einmal stillschweigend an.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

„Seine Stieffchwester.“

Blätter aus der Briefmappe eines Theaterkritikers.

Von Th. Ebner.

I.

S, den 7. 2. 1899.

Freund, Doktor, Menschenkind, lassen Sie sich mal umarmen! Ich bin glücklich. Mein neuestes Stück — Sie wissen doch, ich nenne es „Seine Stieffchwester“ — ist angenommen; zur sofortigen Auf-führung. Na, das wird ein Aufsehen geben. Ich kann's Ihnen ja

mit bescheidenem Stolz sagen — da hab' ich mein Meisterstück ge-macht — das Problem höchst modern, vielleicht etwas gewagt — der Dialog — na, soll ich ihn „geistreich“ nennen? Nein, denn das möchte ich doch Ihnen überlassen. Die Handlung selbst, Sie werden ja sehen — die Pulse stehen Ihnen still. Ich rechne mit absoluter Be-stimmtheit darauf, daß Sie für den Abend der Premiere das Referat übernehmen. Ich glaube, ich brauche Sie nicht um Rücksicht und Wohlwollen zu bitten. Mein Stück wird für sich selbst sprechen. Und Sie mit Ihrem geistvollen Urteil, mit Ihrem Scharfblick und Ihrem feinen Gefühl für alles, was Genie und Poesie heißt, werden wissen, was Sie darüber zu sagen haben. Ihr Urteil wird mich stolz machen, denn es wird mir die längst ersehnte Anerkennung meines Schaffens bringen. Sie werden sociale und ethische Probleme darin behandelt sehen in einer Weise, die Ihnen Bewunderung abnötigen wird. Sie wissen ja, daß ich darin kompetent bin. Nach der Aufführung leisten Sie mir jedenfalls Gesellschaft bei einer Pulle Sekt. Servus!

Ihr getreuer
Dr. Cajus Bauer.

II.

S, den 8. 2. 1899.

Berehrtester!

Sie wissen ja wohl schon! Er hat mich nun doch drangekriegt. Die neueste Arbeit des „berühmten“ usw. Dichters und Schriftstellers Dr. Cajus Bauer wird unter dem Titel „Seine Stieffchwester“ ihre Premiere auf meinem Theater erleben. Was will ich machen! Dieser Unglücksmensch hat nun einmal die fixe Idee, er sei ein Dichter. Er ist reich — er ist verhandelt mit der ganzen Stadt im allgemeinen und unfrem Herrn Oberbürgermeister im besondern . . . Er hat seine ständige Loge im Theater, und — das natürlich im vertraulichsten Vertrauen — er bezahlt die Hälfte der Gage für meine sogenannte „Primadonna“. Ich weiß ja schon, der Mein- und Durchfall wird schauerhaft werden — großer Gott! Demir, unter uns gesagt — das ganze Nachwerk ist keinen Heller wert. Indessen, wie Gott will, i holt' still! Sie müssen halt ein Einsehen haben, Berehrtester, — drücken Sie eines Ihrer seelen-vollen Augen zu und bemühen Sie sich mit dem andern nur Gutes zu sehen! Sie wissen ja, ich bin ohnedem ein geplagter Mann, der tausend Rücksichten zu nehmen hat . . . Also bitte, recht freundschaftlich, — es wird schon gehen. Wir sehen uns doch heute abend bei einem Glat im Haderbräu, nicht wahr? Bis dahin addio!

Stets der Ihrige
J. Claus,
Direktor des Stadttheaters.

III.

S, den 8. 2. 1899.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Sie kennen das dramatische Ereignis der Zukunft, die dem-nächstige Aufführung des Schauspiels „Seine Stieffchwester“. Na, ich schweige mich drüber aus. Aber ich werde das Stück halten, ich werde ihm zum Siege verhelfen. Denn auf meiner Rolle ruht sein ganzer Erfolg.

Sie wissen ja, wie ich stets nach dem Höchsten strebe, wie mir meine Kunst über alles geht. Aber ich brauche auch Anerkennung, ich brauche Bewunderung und ein gerechtes Urteil. Das werde ich bei Ihnen finden, lieber Doktor! Sie werden dem Publikum sagen, was ich aus dieser Rolle gemacht habe, und wie bedeutungsvoll meine Leistungen darin sind. An Ihrem trefflicheren Urteil liegt mir alles. Die andern Rollen in dem Stück haben ja kaum Wert. Die kleine Krause giebt sich alle Mühe, den Löwenanteil zu be-kommen. Es sei ihr Stück, sagt sie. Haben Sie Worte?! Sie fiebert förmlich in Erwartung der kommenden Dinge, und schreibt bei allen Leuten herum, daß sie den Ausschlag geben werde. Sie kennen ja diese Sorte von — „Künstlerinnen“, die kennen nur nicht die Bescheidenheit des Talents. Da brauche ich Ihnen ja nichts weiter zu sagen. Ich harre in freudiger Erwartung Ihres Referats, das mir ja eine neue Anerkennung meines Strebens und Arbeitens sein wird.

Ihr ergebenster

Karl C. Wienrich,
Mitglied des Stadttheaters.

IV.

S, den 9. 2. 1899.

Doktorchen!

Sie sind ja sonst immer ein reizender Kerl! Sie müssen diesmal recht lieb zu mir sein und mir eine brillante Kritik über meine neueste Rolle in dem Dings da, dem Schauspiel „Die Stieffchwester“ schreiben. Sie, das wird eine Bombenrolle von mir! Der Wienrich, der Etel, meint freilich, alles komme auf ihn an. Stuh — mein ist der Helm und mir gehört er zu. Hübsch gesagt, nicht? — Den sollten Sie aber auch auf der Probe sehen! Wie ein Truthahn stielzt er herum. Na, Sie werden Augen machen! . . .

Wissen Sie, ich brauche mal wieder eine gute Kritik. — Der Direktor ist wütend auf mich. Warum? Ich sage nichts als: Vor-schau. Genügt Ihnen das? Mir auch. Na also, kommen Sie. Sie werden mich bewundern, nicht? Oder wollen wir vielleicht vorher, heute abend, miteinander ein bißchen plaudern? — So ganz tête-à-tête? — Doktorchen, mein neues Hauskleid, das müssen Sie sehen . . . Und Sie wissen ja, daheim, da bin ich sáredlich gemüthlich — gelt? Also Sie kommen? — Ich will nur über meine neue

Rolle sprechen, sonst nichts. — Sie sind ja ein so geschickter Mensch, so ein anständiger Kerl. — Essen Sie gern Hummer? Es erwartet Sie von 7 Uhr ab

Ihre
Wizzi Krause.

V.

S. . . ., den 5. 3. 1899.

Verehrtester!

Das müssen Sie mir schon erlauben: Ihnen mein Befremden über die Art und Weise auszudrücken, wie Sie das Bauerische Stück einfach heruntergerissen haben! Das ist doch keine Kritik mehr! Ein klein wenig glaube ich doch auch vom Theater zu verstehen. Ich habe ein glänzendes Geschäft gemacht, und ich sage Ihnen, das Stück ist gut, sogar sehr gut. Es wird mir volle Häuser machen. So viel ich höre, ist kein Mensch mit Ihrer Kritik einverstanden. Sie sind viel zu theoretisch, lieber Herr, Sie müssen Ihre Kritik dem Geschmack der Allgemeinheit anpassen; dann haben Sie damit Erfolg. Ob Sie mir mit Ihrem Bericht Schaden verursacht, weiß ich noch nicht. Doktor Bauer war heute schon bei mir. Ich habe ihn beschwichtigt, so gut es ging. Aber ich muß Ihnen doch bemerken, daß ich derartige abfällige Kritiken, wie diese, mir fernerhin nicht gefallen lassen kann. Ich nehme neue Stücke ohne jede persönliche Rücksicht nur nach sorgfältiger Prüfung in mein Repertoire auf. In der Hoffnung, daß Sie bei nächster Gelegenheit den begangenen Fehler gut machen werden

Hochachtungsvoll

Johann Claus,
Theaterdirektor.

VI.

S. . . ., den 6. 3. 1899.

Herrn Redacteur Dr. G. Friedrich hier.

Es genügt Ihnen wohl, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihren Quatsch, den Sie ein Theaterreferat zu nennen belieben, gelesen habe. Gottlob, daß die Kunst und damit auch mein allgemein rühmlich bewundertes Werk viel zu hoch für Ihre neidischen und nörgelnden Sottisen stehen! Ein Ignorant und litterarischer Prüfcher wie Sie, kann natürlich die Größe eines wirklichen Dichterswerkes einfach nicht verstehen! Das hätte ich vorher bedenken sollen! Was Sie da schreiben von meinem Nachempfinden, von Mangel an jeglicher Originalität und plumper Diltion, das ist schlechthin Blech und rührt mich nicht im geringsten. Ich weiß, was ich geschaffen habe, und das genügt mir und andern. Es fehlt mir Zeit und Lust, alle Ihre Phrasen in die gehörige Beleuchtung zu stellen. Für mich existieren Sie nicht mehr, und ich muß Sie in Ihrem eignen Interesse bitten, darauf auch bei einer etwaigen Begegnung Rücksicht zu nehmen. Ich müßte sonst deutlicher werden.

Mit der Ihnen geziemenden Achtung

Dr. Cajus Bauer,
dramatischer Autor.

VII.

S. . . ., den 6. 3. 1899.

Mein Herr!

Es hat Ihnen beliebt, meine Rolle als Konsul Dernburg in dem geistvollen Drama „Seine Stiefschwester“ in einer Weise zu besprechen, die mich zu der höflichen Frage an Sie veranlaßt, ob Sie als Kritiker fernerhin noch ernst genommen sein wollen. Was ich leiste oder nicht leiste, weiß ich zur Genüge selbst und bedarf dazu keines hochweisen Schulmeisters Ihrer Gattung. Ihre Kritik hat mir deutlich gezeigt, daß Ihnen jedes Verständnis für originelle Erfassung und damit für die dramatische Kunst der Zukunft fehlt. Traurig (aber wahr) bei einem Manne, der sich ein öffentliches Urteil in solchen Dingen anmaßt. Wüßte ich nach dem Beifall des gestrigen Abends nicht zu gut, was ich geleistet habe, so müßte ich über die kindischen Stümpereien aus Ihrer Feder empört sein. So aber genügt mir für heute ein mitleidiges Achselzucken und der Gedanke, daß das Publikum, das ja allein maßgebend ist, auf meiner Seite steht. Sie würden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie fernerhin meinen Namen in Ihren sogenannten „Kritiken“ nicht mehr erwähnten. Denn als Empfehlung könnte mir das nicht dienen.

Carl Egon Wienrich,
Mitglied des Stadt-Theaters.

VIII.

S. . . ., den 6. 3. 1899.

Doktorchen!

Was haben Sie gemacht, Sie böser, abscheulicher Mensch. Schier die Augen habe ich mir Hretwegen aus dem Kopfe geweint. Kann denn ich dafür, daß dieser Bauer so einen Blödsinn zusammengeschrieben hat? Und da reden Sie dann von Dingen, die Ihrer armen Wizzi recht wehe gethan haben. Bin ich denn nicht immer nett und lieb zu Ihnen gewesen? Warum wollen Sie mir denn die Karriere verderben? Sie hätten nur hören sollen, was dieser Mensch, der Direktor, heute zu mir sagte. Schamrot werd' ich! Kommen Sie mir die nächsten Tage nur nicht in den Weg, sonst passiert Ihnen was. Ja wohl! Gut ist's mir, daß Sie das lange Kaster, den Wienrich, auch nicht weniger vermöbelt haben. Das wenigstens hat mir Spaß gemacht. Aber daß Sie die kleine Meta Willmer so über den grünen Klee gelobt, wie soll ich mir das erklären? . . . Na, das arme Wurm muß auch mal 'ne Freude haben! — Also

vorerst, bitte answeichen. — Später können wir ja mal wieder einen passablen Frieden schließen, Sie graues Ungeheuer!

Ihre unglückliche
Wizzi R.

IX.

S. . . ., den 7. 3. 1899.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich kann wirklich nicht anders, ich muß Ihnen meinen herzlichen und warmen Dank sagen für Ihre freundliche Erwähnung meiner kleinen Rolle in dem Schauspiel „Seine Stiefschwester“. Einem Mädchen, das so hoch von der Kunst denkt wie ich, und so ganz allein steht, thun solch' fremdliche Worte wohl. Sie sollen mir ein Ansporn zu weiterem Streben sein. Sie hätten die Freude von Mutterchen sehen sollen. Gott vergelt's Ihnen tau'ndmal.

Ihre stets dankbare

Meta Willmer,
Mitglied des Stadt-Theaters.

Kleines Feuilleton.

— **Oestreichische Cigarren.** Der Verbrauch an Cigarren und Cigaretten in Oestreich-Ungarn ist im Lauf dieses Jahrs bedeutend zurückgegangen. Man schreibt dies der qualitativen Verschlechterung der Tabaksorten zu. Die „N. Fr. Pr.“ bringt nun folgende Schilderung der verschiedenen Cigarrensorten: Die Lieblingscigarre des gut situierten Mittelstands ist bekanntlich die Trabucco. Ihr Charakterbild ist gegenwärtig durchaus nicht von der Parteien Haß und Günst vorwärt. Alle Welt ist darüber einig, daß sie gefalllos ist wie ein modernes Lustspiel, geschmacklos wie eine secessionistische Zimmereinrichtung, und daß sie an Sprüngen und Rissen mit den heftigen Neubauten erfolgreich wettsieft. Und das ist eine entschieden teure Cigarre, deren Preis mit ihrer Größe durchaus nicht im Einklang steht. An dem Ruf der Britannica war nicht viel zu verderben. Sie war von jeher die bevorzugte Cigarre abergläubiger Leute, die in der vielgestaltigen Art, wie sie abbrennt, Inhaltsstoffe für Selbsttrophoezungen fanden und das Britannica-Rauchen deshalb dem Bleigießen sowie dem Besuch des Agnesbrunnels vorzogen. Die läppische Uebertreibung, die Britannica sei eine Spekulationscigarre der Freizeute, welche darauf rechneten, in jeder dritten Cigarre dieser Sorte einen Damenschignon zu finden, muß von der Hand gewiesen werden. Hingegen ist es richtig, daß Chemänner, deren Frauen zur Eisernacht neigen, gut daran thun, dem Britannica-Rauchen lieber zu entsagen. Blonde, braune oder schwarze Locken mit rosa Maschen sind in diesen Cigarren durchaus keine Seltenheit. In den Cubas hingegen findet man häufiger Erzeugnisse der Druckindustrie. Manch' ein Kubaraucher hat sich auf diesem Wege ein allerdings antiodidatisches, aber immerhin umfangreiches und die verschiedensten Gebiete umfassendes Wissen angeeignet. Für die Unparteilichkeit der Tabakregie spricht der Umstand, daß die Cubas keineswegs ausschließlich Exemplare der kaiserlichen „Wiener Zeitung“ enthalten, sondern daß das Deckblatt dieser Cigarren mitunter auch die schärfsten oppositionellen Journale birgt. Sehr auffallend ist der Niedgang im Konsum der Virginia-Cigarren. Er beträgt mehr als 4800000 Stück. Da diese Cigarre nach allgemeinem Urtheil die einzige ist, die nicht fonderlich schlechter geworden ist, so kann man diesen Anfall wohl nur erklären, wenn man die Steigerung im Konsum der „gemischten Ausländer“ und der „kleinen Zylinder“, der sogenannten „Kurzen“, in Betracht zieht. Aber diese Cigarrensorten sind wiederum, wie jeder, der sie raucht oder auch nur — riecht, konstatieren kann, nicht besser geworden und so dürfte man kaum sehnsüchtig, wenn man hier an das ökonomische Moment der größeren Wohlfeilheit denkt.

— **Ueber die Maccaronifabrikation in Italien** macht ein englischer Konsularbericht folgende Mittheilungen: Maccaroni werden aus rotem Winterweizen vom Schwarzen Meere hergestellt, gemischt mit italienischem Weizen, der hauptsächlich in den Ebenen rund um Foggia wächst. Der Weizen wird zu Griesmehl vermahlen; man sondert die Kleien und Hüllen aus und knetet das Griesmehl mit heißem Wasser zu einem Teige an. Der Teig wird dann in einen senkrechten Cylindern aus Messing von acht bis neun Zoll Durchmesser gefüllt, dessen Boden durchlöchert ist, wie das Sieb einer Sieblame, und zwar mit feineren oder stärkeren Löchern, je nachdem man Maccaroni herstellen will. Zur Herstellung von Fadennudeln (vermicelli) und allen nicht hohlen Sorten sind die Sieblöcher sehr klein, während zur Herstellung von Röhrenmaccaroni die Löcher viel größer sein müssen. Im letzten Falle ist auch in der Mitte der Durchbohrung eine kegelförmige Platte angebracht, um so die Röhren zu bilden. Wenn der Teig in den Cylindern gebracht ist, wird er mit hydraulischem Druck durch die Platte getrieben und die Fäden werden in Länge von ungefähr drei Fuß abgeschnitten. Sie werden dann an Stangen zum Trocknen in der Sonne aufgehängt. Ehemals bestand ein Vorurtheil gegen die Verwendung von Maschinen zur Herstellung von Maccaroni. Jetzt ist dieses Vorurtheil überwunden, und mit dem umständlichen Handverfahren werden keine Maccaroni mehr bereitet. Die besten Maccaroni werden in Grogano, Torre dell' Annunziata und Amalfi hergestellt. Ueber 500000 Kisten werden jährlich nach den Vereinigten Staaten verschickt und ungefähr 70000 Kisten nach London. —

Kunst.

— H. In Cassirers Kunstsalon sind gegenwärtig Arbeiten aus dem Nachlaß Giovanni Segantinis ausgestellt. Es sind jedoch in der Hauptsache Frühwerke, die einen Einblick in seine künstlerische Entwicklung gestatten. Segantini ist bekannt geworden durch seine späteren Bilder aus dem Leben der Alpen, die ausnahmslos in einer eigenartigen Technik gemalt waren. Er trug die Farben nicht gemischt auf, sondern zerlegte sie in ihre Grundtöne und setzte diese ungebunden in langen breiten Strichen nebeneinander. So wirkten seine Gemälde eine Leuchtkraft und eine Klarheit, die für die Darstellung der Alpenwelt in höchstem Maße geeignet waren. Die jetzt von ihm vorgeführten Bilder zeigen, daß er lange gesucht hat, bevor er zu dieser Technik kam; sie beweisen ferner, daß auch für sein Schaffen die Arbeit der französischen Maler die Vorankündigung gewesen ist. In einem größeren Bilde „Frühmesse“ liefert er aber auch noch ein Stück der bei seinen Landsleuten so beliebten Architekturmalerie. Man sieht auf eine im Morgenlicht liegende breite Freitreppe, über die nachdenklich ein Priester hinaufsteigt. Aus der Stimmung des Ganzen, wie besonders aus der Haltung des Mannes, der den Kopf tief herabgeseugt hält, spricht jedoch ein Ernst, der schon über die landläufige italienische Kunst hinausweist. Zwei andre kleine Bilder „Pferd an der Tränke“ und „Einer zu viel“ lassen mit ihrer weichen blauen Farbensinnung den Einfluß der Schule von Fontainebleau erkennen. Und entfernt an Millet erinnert seine größere „Kartoffelernte“: Eine Reihe Frauen steht grabend auf dem Felde, während ein schweres Gewitter heranzieht. Das ungewisse Licht, die unruhige Stimmung, das Romantische des in jedem Augenblick wechselnden Natureindrucks sind mit einer Lebendigkeit festgehalten, die in ihrem Gegensatz zu der ruhigen Größe der späteren Arbeiten Segantinis überrascht. Prächtig ist ein über die Weide galoppierendes Pferd, das einen Uebergang zu diesem späteren Stil darstellt, während einige Zeichnungen allegorischen Inhalts merkwürdig leer und akademisch wirken.

Von großem Reiz sind die Bilder des modernen Franzosen D'Espagnat, die in derselben Ausstellung zu sehen sind. Auch D'Espagnat zerlegt die Farben auf der Malfläche, aber nicht in der betriebligen und konsequenten Art, in der dies die belgischen „Neo-Impressionisten“ thun, die jedem Farbton den komplementären hinzusetzen. Er arbeitet mit weichen breiten Farbflecken und bevorzugt ein zartes Blau der Schattenspartien, das seinen Bildern den Grundton giebt; es liegt wie ein feinschwarzer Schleier über ihnen. Seine Motive sind Darstellungen der Natur; diese erscheint ihm indessen anders als dem gewöhnlichen Bild. Während er in den Formen sich ziemlich streng an das hält, was die Natur giebt, sind seine Bilder außerordentlich viel farbiger, freundlicher, als die Wirklichkeit. Aber sie sind in ihrer Art konsequent durchgeführt, es ist eine eigene Welt, in die wir da schauen, und sie hat etwas Einschmelzendes, Bestrickendes. Wir sehen Kinder in den Gärten spielen, mit den Reifen über den Rasen laufen, Blumen pflücken; junge Mädchen gehen plaudernd über die Straße, Badende rufen sich eben, in den See zu steigen, köstliche Blumenarrangements und idyllische Landschaften erfreuen das Auge. Ein mildes Sonnenlicht webt in den Landschaften, in denen neben den blauen zartrosa und lichtgrüne Farben vorherrschen. Eine große, hinreißende Wirkung darf man von diesen Bildern nicht verlangen; sie erwärmen und strömen eine beglückliche Stimmung aus.

Astronomisches.

— Mächtige Fleckengruppen sind gegenwärtig auf der Sonnenscheibe sichtbar, die schon mit einem ganz kleinen Fernrohr, sogar mit einem guten Opernglase wahrgenommen werden können. Natürlich muß man in jedem Falle das Auge durch ein dunkles Glas schützen, weil sonst die Sonnenstrahlen, die infolge der durch die Instrumente bewirkten Sammlung eine erhöhte Kraft erhalten haben, zerstörend auf die Sehorgane wirken würden. Drei große schwarze Flecke sind es hauptsächlich, zwei nahe bei einander, der dritte ein wenig von ihnen entfernt. Bild zerklüftet ist ihr Aussehen, der Kern erscheint tief schwarz, der Halbschatten, die Penumbra, von gelblich grauer Färbung. Diese Farben sind aber lediglich als Kontrastfarben gegen den blendenden Schein der fleckenfreien Teile der Sonnenscheibe anzufassen. In Wirklichkeit sind die Flecke durchaus nicht schwarz, strahlen im Gegenteil noch eine recht erhebliche Lichtmenge aus. Um die großen Flecke gruppiert sich noch eine Anzahl kleinerer, während die ganze Gegend zahlreiche Fackelerscheinungen aufweist. Da wir uns gegenwärtig in der Zeit des Sonnenflecken-Minimums befinden, ist das Auftreten der gewaltigen Flecke um so bemerkenswerter. Vielleicht sehen wir in ihnen die Vorboten der wiedererwachenden Sonnenhätigkeit vor uns.

Technisches.

— Die Schwebbahn Eberfeld-Barmen-Böhwinkel wird dieser Tage eröffnet. Ueber technische Einzelheiten der Bahn wird berichtet: Der Bahnkörper der Eberfelder Bahn baut sich, einem Tiefen-Tausendfüßler vergleichbar, der seine Beine auspreizt, am Bahuhof Barmen-Bittershausen anfangend bis Somborn mitten über dem Flußbett der Wupper auf, folgt der durch Somborn und Böhwinkel führenden Hauptstraße und endigt neben dem Staatsbahnhof letzterer Stadt. Der eigentliche Bahnträger hat

durchlaufend die Form eines Doppel-T-Trägers, der über der Wupper durch schräggehende, über den Hauptstrahlen durch portalartige, je 30 Meter von einander entfernte Stützen gehalten wird. Das Eigengewicht der überall zweigleisig durchgeführten Bahn beträgt auf der Wupperstrecke 1140 Kilogramm und auf der Landstrecke 1065 Kilogramm, während bei der in Berlin in Ausführung begriffenen Hochbahn das Gewicht 1400 bis 1800 Kilogramm sein wird. Die Kosten einer solchen Ausführung richten sich natürlich nach dem Stand der Eisenpreise, sie werden für die jetzigen Verhältnisse auf 450 000 bis 500 000 M. für 1 Kilometer Bahn einschließlich der Haltestellen und Fundamente und auf etwa 700 000 M. einschließlich voller Ausrüstung angegeben, wobei zum Vergleich mitgeteilt sei, daß die genannte elektrische Hochbahn in Berlin ohne Geleismaterial etwa 2 Millionen, die Stadtbahnen in London 3 bis 8 Millionen Mark für 1 Kilometer Bahn kosten. Als Schienen sind Haarmannsche Blattstahlschienen verwendet, die Weichen, Rüttelschleifen usw. sind höchst sorgfältig durchgebildet. Die stärkste Steigung beträgt 45 von 1000, die engste Krümmung in den Hauptgleisen hat im allgemeinen 90 Meter Halbmesser, geht aber beim Endbahnhof Böhwinkel auf 30 Meter herunter. Auf der Probestrecke sind Geleisproben angestellt worden, indem man die engsten Krümmungen mit solcher Geschwindigkeit durchfahren hat, daß sich die Wagen bis zu 25 Proz. schiefe stellten, ein Maß, das bei Stadtbahnen schon Katastrophen zur Folge haben würde, bei der Schwebbahn aber eine so ruhige Fahrt ergab, daß die im Wagen stehenden Personen nicht einmal das Bedürfnis hatten, sich festzuhalten. Die für 50 Personen eingerichteten Wagen hängen in zwei gleichachsigen Drehgestellen, die je mit einem Motor von 36 Pferdekraften bei 500 Volt Spannung versehen sind. Die Fahrgeschwindigkeit kann, was als ein sehr bemerkenswerter Vorteil des Systems anzusehen ist, nach der jedesmaligen Abfahrt in 10 bis 15 Sekunden bis auf 40 Kilometer in der Stunde gesteigert werden, entsprechend einer allgemeinen Durchschnittsgeschwindigkeit für die ganze Bahn von 30 Kilometer, die sich sogar auf 40 Kilometer erhöhen läßt, wenn die größte Fahrgeschwindigkeit auf 50 Kilometer gesteigert wird. Man nimmt an, daß trotz 18 Zwischenstationen die Schwebbahnzüge zur Zurücklegung der 133 Kilometer langen Strecke nicht mehr Zeit brauchen werden, als die Schnellzüge der 1 Kilometer kürzeren Staatseisenbahn mit nur zwei Zwischenstationen. Unter Zuhilfenahme eines selbstthätigen Blocksystems glaubt man eine Zugfolge von 2 Minuten unter Ausschluß jeder Gefahr eines Zusammenstoßes einzurichten und bei Einstellung von vier Wagen mit einer Leistungsfähigkeit der Bahn zur Beförderung von 6000 Personen in der Stunde und in jeder Richtung rechnen zu können. Die Haltestellen sind entsprechend eingerichtet, sie führen bei der Eberfelder Anlage nur bis zu 4 1/2 Meter hoch hinauf.

Humoristisches.

— Höchstes Lob. „Ein netter Bub“, Ihr Papi, Herr Förster!
 „Und a' s'cheit wie ein Dackel!“ —
 — Erhebendes Gefühl. A.: „... Also ein Gärtchen haben Sie auch bei Ihrer neuen Wohnung?“
 B. (stolz): Selbstverständlich! Bestern hab' ich bereits die ersten Leidschmerzen von selbstgezogenen Gurken gehabt!“ —
 — Verblümt. „Aber, Freige, warum ist Du denn Dein Fleisch nich?“
 „Ja Meesterin, det is noch zu heeh!“
 „Nu, warum bläst Du es denn da nicht?“
 „Ja, ich fürchte mir, da fliegt's weg!“ —

Notizen.

— Eine „Illustrierte Geschichte der Stadt München“ von Ferdinand Krowegg erscheint in Lieferungen im Verlage von Kellner in München; das Werk wird u. a. auch eine vollständige Geschichte der Münchener Presse, des Theaters, der Kunst, Industrie usw. bringen. —
 — „Die letzte Fahrt“, ein Stück von Wilhelm Meyer-Förster, dem Verfasser von „Alltagsleute“, ist vom Berliner Theater zur Aufführung angenommen worden. —
 — „La robe rouge“ („Die rote Robe“), ein Schauspiel von Brieux, wird in deutscher Uebersetzung demnächst im Berliner Theater in Szene gehen. —
 — Der Magistrat von Nürnberg hat den Plan des Berliner Architekten Seeling zu einem Theaterneubau genehmigt. Der Kostenanschlag beziffert sich auf 3 1/2 Millionen Mark. —
 — Der zweite Teil von Hector Berlioz' Werk „Die Trojaner“, das den Untertitel „Die Trojaner in Karthago“ führt, wird in dieser Woche im Leipziger Stadt-Theater zur Aufführung gelangen. —
 t. Zwei überaus seltene Antilopen, die selbst in ausgestopftem Zustande noch niemals in Europa zu sehen gewesen sind, wurden kürzlich dem Britischen Museum in London einverleibt. Es sind zwei Arten der Gattung Cobus (Cobus maria und Cobus leucotis), ausgezeichnet durch eine sandähnliche Färbung des Fells, weiße Ohren und eine elegante eigenartige Krümmung der schweren geringelten Hörner. —